Zeitschrift: Berner Rundschau: Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik

und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 1 (1906-1907)

Heft: 9

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Umschau

Das Schauspielrepertoire des Berner Stadttheaters. Am Schlusse des letzen Spieljahres schrieben wir an anderer Stelle über den Berner Theaterwinter 1905/1906 ungefähr folgendes:

"In der afthetischen Erziehung des Menschen bildet das Theater eines der wichtigsten Momente. Die auf der Bühne por sich gehende direkte Darstellung der Wirklichkeit löst in unserem Intellekt weit stärkere und nachhaltigere Eindrücke aus, als dies beim bloken Lesen eines Buches oder beim Betrachten eines Kunstwerkes möglich ift. Die tiefften Regungen und Geheimnisse der menschlichen Seele. die tausend verworrenen Fäben, die in unserem Sein Ursache und Wirkung mit= einander verbinden, all das, was unser Tun und Denken bestimmt, wird uns hier durch das unmittelbare Mitfühlen und Miterleben am eindringlichsten nahe gebracht. Wenn Lear, dieser alte schwach= herzige Mensch mit der Königskrone auf dem Haupte, an seine undankbaren Töchter Länder und Throne wegschenkt, als wären es Pappenstiele, um nachher als wahnfinniger Bettler über der Leiche Cordeliens zusammenzubrechen, so zittern wir, denn sein menschliches Schicksal kann auch das unsere sein. Wir jubeln, wenn am Schlusse des "Tell" der Freiheitsgedanke leuchtend emporsteigt über dem Dunkel des Zwangs und der Knechtschaft. Alle Geligkeiten des Daseins und alle Schreden der Hölle leben wir mit im "Faust"; die wunderbare, bereits wie aus einer andern Welt herübertönende Totenflage Michael Aramers erschüttert uns bis ins Innerste hinein, und wenn der Graf v. Charo = lais am Schlusse dieses Studes in seinem ungeheuren Schmerz die Frage heraus= stöhnt, die so alt wie die Menschheit selber ift:

"Doch wie es so gekommen, Warum's geschah — —

ja, wer erzählt das mir?" so fühlen wir mit einem Schauder den niemals gelösten und niemals zu lösenden Zwiespalt zwischen dem Irdischen und dem Ewigen, die Ohnmacht aller Kreatur jenen Mächten gegenüber, von denen ichon der geblendete Gloster sagt: "Was Fliegen sind den muß'gen Knaben, das sind wir den Göttern; sie töten uns zum Spaß." -Das sind Eindrücke, die uns den Zu= sammenhang mit dem, was Mensch war, was Mensch ist und was immer Mensch sein wird, mit bem, was unser Schicksal an das Geschick aller Zeiten und Welten bindet, am klarsten vor die Augen führen, Eindrücke, die das Höchste und Tiefste in unserem ganzen Dasein berühren. Deshalb nennt Friedrich Sebbel auch mit vollem Recht das Drama die Spite aller Kunft.

Es liegt nun nach dem Gesagten auf der Hand, welchen Einfluß das Theater auf unser geistiges Leben auszuüben imstande ist. Es fragt sich hiebei nur, ob dieser Einfluß, der in erster Linie bedingt wird durch das Repertoire und die künsterische Leitung eines Theaters, ein guter oder schlechter ist. Diese Frage wollen wir in bezug auf unser Stadttheater und unter Berücksichtigung der für uns maßgebenden Verhältnisse im folgenden zu beantworten suchen.

Bei der Beurteilung des Repertoires müssen wir vor allem zwei Dinge ins Auge fassen: den Wert der aufgeführten Stücke und die Bedeutung, die sie für uns moderne Menschen haben. Die Klassiker fallen bei dieser Beurteilung nicht in Betracht, denn erstens steht ihr Wert und ihre Bedeutung für uns längst fest, und zweitens gehören sie zum eisernen Bestand einer Bühne, wie die unsere eine

ift. Sie aufzuführen ist daher kein Berdienst, sondern gang einfach eine Pflicht. In Frage kommt hier nur, ob fie als eine, jenseits von Gut und Bose stehende, von altersher übernommene Gewohnheits= sache angesehen und als ein den Kamönen widerwillig dargebrachtes Opfer gleich= gültig heruntergespielt werden, ober ob es wirklich fünstlerisch ernst zu nehmende Darbietungen sind. Wir wollen hier gerne anerkennen, daß wir in dieser Beziehung fast durchwegs sehr gute Leistungen zu Gesicht bekamen. Aber wie gesagt, bei der Beurteilung des Repertoires kommen diese Leistungen erst in zweiter Linie in Be= tracht. Was uns moderne Menschen (dieses Wort selbstverständlich nicht im "Jugend= stilsinn" aufgefaßt) hauptsächlich interes= fiert, das sind die Werke, in denen der Bulsichlag unserer Zeit fühlbar ist, die die großen Gedanken, die sie bewegen, das gewaltige Ringen und Suchen nach neuen Zielen und Idealen zum lebendigen Aus= drud bringen. Wir denken hier in erfter Linie an Ibsen und Hauptmann, weiter an Björnson, Schnitzler, Salbe, Gorfi usw.

In dieser Beziehung nun blieb das Repertoire selbst hinter den billigsten Forderungen zurüd. Ohne Plan und einheitlichen Charafter machte es die wildesten Sprünge, von einer festen zielbewußten Leitung war keine Spur por= handen. Gerhart Hauptmann kam nicht ein einziges Mal zum Wort; dafür führte das kleine Apollotheater am Waldrand mit seinen beschränkten Mitteln "Die Weber" auf. Ibsen brachte man noch schnell vor Torschluß mit einer einzigen Aufführung des "Volksfeind" unter und nur einem Zufall mar es zu banken, daß diese Aufführung einmal wiederholt werden tonnte. Man servierte uns den jämmer= lichsten Schwank- und Possenschund und brudte dafür sämtliche bedeutenderen modernen Dichter gang oder teilweise in die Ede. Das sind Tatsachen, die für unsere Stadt geradezu beschämend sind! Wer trägt nun aber die Schuld baran? Wie bekannt, steht an der Spike unseres Stadttheaters ein in fünstlerischer Beziehung allerdings sehr merkwürdig zu= sammengesetter vielköpfiger Berwaltungs= rat, sowie ein Direktor mit stark gebundenen händen. Es liegt uns vollständig fern, den Theaterstreit der letten Wochen, der so viele Gemüter in Aufregung brachte. wieder aufleben zu lassen. Aber wissen wollen wir einmal, wer von den Ob= genannten eigentlich für die Leitung und das Repertoire verantwortlich ist, damit man mit den Besserungsvorschlägen und berechtigten Aussetzungen nicht immer in leere Luft ichlägt, sondern die Schuldigen dafür verantwortlich machen kann. Golange in diesen faulen Zuständen nicht eine Sanierung eintritt, durfen wir auf keinen Fall auf eine Besserung hoffen, und die Zeit wird nicht mehr fern sein, wo wir, um mit Tied zu reden, an der Sand der Musageten ganz unten im Reller angelangt sein werden, wo die Ratten hausen, das schmutige Wasser sidert und die faulen Dünste ziehen. Für das aber ist uns benn doch unser mit so viel Rosten erbautes und aufrecht er= haltenes Theater zu gut und wir halten es für unsere Pflicht, solange auf diese übelstände hinzuweisen, bis es seiner höchsten Aufgabe wieder gerecht wird: eine Stätte zu sein der Bilbung und der Erhebung durch ernsthafte Runft."

So ungefähr ichrieben wir am Enbe der letten Spielsaison in der Soffnung, daß mit Beginn der neuen, die ja auch einen neuen Direktor brachte, diese un= haltbaren und unwürdigen Zustände im Schauspielplane sich ändern würden. Aber weit gefehlt. Was noch besser wurde, war die Oper, die bei uns stets auf einer respektablen Sohe stund und sich nie über Bernachlässigung zu beklagen hatte. Wir erlebten in dieser Beziehung geradezu glanzvolle Aufführungen; auf eine Leistung. wie fie g. B. "Die Meistersinger" nach jeder Richtung bin boten, dürfen wir mit vollem Rechte stolz sein, denn wir saben diese Oper an andern Theatern mit weit bedeutenderen Mitteln kaum besser, wohl aber des öftern schlechter.

Wie sieht es aber dafür im Schauspiel

aus? Bereits liegt fast die Hälfte der Theatersaison hinter uns und noch sieht man von einem Genügen auch der besicheidensten ernsthaften Forderungen kaum eine Spur. Aus der Öde des Spielplans ragen erst zwei moderne Autoren heraus, die zudem nicht einmal mit Werken, die zu ihren bedeutenderen zählen, vertreten sind, nämlich Gerhart Hauptmann mit dem "Biberpelz" und Max Halbe mit "Mutter Erde". Siezu kam in den letzten Tagen noch J. B. Widmann mit "Jenseits von Gut und Böse".

In welcher Gesellschaft befinden sie sich Reigen eröffnete Philippi, der in bezug auf Effekt= hascherei und innere Verlogenheit den gröbsten Schundromanschreiber aus dem Sattel hebt, mit "Der Helfer", dann folgte Papa L'Arronge mit brave dem längit veralteten und verstaubten "Dr. Klaus", Wolzogen mit seinem von Dirnengewäsch und handgreiflichem Natur= burschentum erfüllten "Kraftmagr" und natürlich, um dem Ganzen die Krone auf= ausegen, gleich die elendesten Berflacher deutschen Geschmads, nämlich Radel= burg mit "Der Weg zur Solle", Lauffs mit "Ein toller Einfall", und in nächster Zeit sollen, den Notizen der Tageszeitungen jufolge, Blumenthal mit "Großstadt= luft" und Schönthan und Roppel= Ellfeld mit "Die goldene Eva" an die Reihe kommen.

Das ist geradezu jämmerlich. Man sehe sich dagegen einmal den Spielplan des Zürcher Stadttheaters an! Wie gang anders ist der zusammengesett! Natürlich werden ja da auch sogenannte Kassenstücke von geringem fünstlerischem Wert zur Aufführung gebracht, weil ja leider selten eine Bühne ganz auf diese verzichten kann. Auch begreifen wir sehr wohl, daß es Leute gibt, die am Abend zu müde sind um einem, die geistigen Kräfte start in Anspruch nehmenden ernsthaften Schauspiel oder Drama noch aufmerksam folgen zu können (in der Oper kann man es zwar auch) und die aus diesem Grunde zur Abwechstung gerne einmal in ein

leichteres Stud geben. Man müßte in diesen Dingen auch ein gar zu verknöcherter Pedant sein, wollte man nicht zuweilen fünf gerade sein lassen. Aber daß man, wie es am Berner Stadttheater momentan geschieht, das Aufführen von offensicht= lichem Schund zur Regel macht und so jeden anständigen Geschmad mit Gewalt zugrunde richtet, das geht über jedes erlaubte Maß hinaus. Wir wissen nicht, ob den Persönlichkeiten, die im Berner Berwaltungsrat das Repertoire bestimmen (es sind hiebei nicht alle Verwaltungsräte beteiligt, von denen einzelne sich um das Theater große Verdienste erworben haben, was wir gerne zugeben wollen), jede bessere Einsicht fehlt, oder ob sie sich mit Absicht da= gegen verschließen. Fast scheint uns das lektere der Fall zu sein. Wir berichteten im ersten Heft dieser Zeitschrift von der an der Schauspielbühne des Zürcher Stadttheaters mit bedeutendem Erfolg in Szene gegangenen Aufführung der Künstlerkomödie "Die Wolke" des Schweizers R. W. Huber und empfahlen das gut und amüsant ge= schriebene Stud, das, wenn es auch nicht gerade ein Ideallustspiel ist, doch turm= hoch über den Possen= und Schwant= fabrikaten eines Lauffs, Kadelburg, Blumenthal und all der andern Braven steht. auch dem Berner Stadttheater gur Auf= führung. Das Berner Stadttheater aber hat dieses Stud zurückgewiesen und führt im alten jämmerlichen Schlendrian den alten jämmerlichen Quark auf, wiewohl gerade bei der "Wolke" auch in finanzieller Sinsicht kein Risiko zu befürchten gewesen wäre, da ja das Stud in Zurich vor vollen Säufern gespielt wurde. Man beflagt sich stets bei uns, daß in der Schweiz die Rünste keinen Boden fassen könnten. Ja, ist das zum verwundern, wenn gerade die maggebenden Stellen den jungen tüchtigen Talenten den Boden unter den Füßen wegziehen und jeden ausländischen Schund por den guten einheimischen Erzeugnissen bevorzugen?

Jedenfalls so wie es bis dahin gegangen ist, kann und darf es am Berner Stadttheater nicht weiter gehen. Wenn sich diese unwürdigen Zustände nicht ändern, werden wir hier so lange auf die schuldigen Stellen hinweisen, bis eine Besserung eintritt. Das sind wir den Leuten schulz dig, denen die Kunst noch nicht zur Dirne heruntergesunken ist und die vom Theater noch etwas mehr erwarten als einen bloßen Sinnen= und Bauchfellkigel.

Diese Zeilen maren Nachschrift. bereits geschrieben, als wir den Spielplan vom 9. bis 15. Dezember zu Gesicht bekamen. Wir ersahen daraus, daß in allerletter Stunde, wohl unter dem Druck der allgemeinen Entrustung, die fast in der gesamten bernischen Tagespresse, auch die bisher verwaltungsrattreuste nicht aus= genommen, über die Minderwertigkeit des Schauspielplanes zum Ausdruck kam, statt der "Goldenen Eva", Ibsens "Nora" ein= gefügt wurde. Das ändert aber an der Sache nichts, benn da für die "Goldene Eva" bereits Proben stattgefunden haben und auch Blumenthals "Großstadtluft" schon in Vorbereitung war, so wird wohl auch dieser Relch nicht an uns vorüber= gehen. Sollte der Verwaltungsrat doch eine bessere Einsicht bekunden, dann um so besser. F. O. Sch.

Stadttheater in Burich. Die Auf= führung von Ibsens "Kronpräten= denten" bedeutete ein ernsthaftes Wagnis für unsere Bühne, denn das Stud stellt hohe, sehr hohe Anforderungen. Szenisch wurde ihrer der tüchtige, feinsinnige Regisseur Josef Danegger in ehrenvoller Weise Berr; mit dem Schauspielermaterial aber muß auch der beste Regisseur als etwas Gegebenem rechnen, an dem sich wohl da und dort mit Glud herumarbeiten läßt, das aber im großen gan= gen eben den Gesetzen der größern oder geringern Begabung unterliegt. Rolle in den "Kronprätendenten" ist von ausschlaggebender Wichtigkeit: die des Jarl Stule. Er ist der eine der Kron= prätendenten, fast malgré lui; denn wohl brennt in ihm Chrgeiz und Serrich= gier, aber sie paart sich nicht mit ber innern Sicherheit, die doch letten Grundes einzig Erfolg gewährleistet. Er glaubt nicht zuversichtlich an sein Recht, er glaubt nicht einmal an sich selbst. Er ist Step= titer von Saus aus; er sieht niemals nur die eine Seite einer Sache und tritt dann mit der Kraft der Einseitigkeit für sie ein; er sieht stets auch den Revers, der meist wesentlich anders lautet. Und aus These und Antithese gewinnt er für sein Leben und sein Sandeln die Synthese nicht. In die große geschichtliche Aftion hineingestellt, wo man nur hammer oder Ambok sein kann, muß eine solche ihr eigenes Wollen immer wieder selbst aufhebende Persönlichkeit untergehen. Ibsen hat sich mit seiner erstaunlichen Seelen= Bohrkunst in diesen Charakter hineinver= senkt und ein wundervoll einheitliches Bild von diesem Menschen entworfen. Stule ist bei weitem die interessanteste Person des Stückes; wie alles psychisch Komplizierte, Doppelseitige, Zweiseelen= hafte, wenn man will Irrationale meist fesselnder und ergreifender sein wird als das Geradlinige, starr Konsequente, seelisch Ungebrochene.

Diesen Stule so zu spielen, daß er uns innerlich nahe tritt, völlig flar und glaubhaft, ja sympathisch wird, das muß eine prächtige Aufgabe der Schauspiel= Wüllner soll ihn seinerzeit funst sein. in Berlin fein und geistvoll gestaltet haben, was bei der hohen Intelligenz dieses Künstlers wohl verständlich ist. Leider hatten wir keinen solchen Berufenen für die Rolle, und so ging ein Tiefstes, Bestes des mächtigen Dramas, dessen historisches Geschehen neben dem seelischen durchaus in zweite Linie tritt, für die Hörer verloren. Daß trokdem von der Aufführung auch auf solche, denen die Kronprätendenten völlig unbekannt ge= blieben waren, eine sehr bedeutende Wir= fung ausging, beweist aufs entscheidendste die gewaltige poetische Kraft, die in diesem Wer in Ibsens Drama sich auswirkt. sog. Gesellschaftsdramen das Dichterische nicht zu erkennen und anzuerkennen befähigt oder gewillt ist, der sollte sich an die "Kronprätendenten" und an "Brand" heranmachen. Sie erbringen leuchtend und überzeugend den Beweis der herrslichen Dichterbegabung Ibsens.

Eine gange Reihe von Szenen erstrahlen in lauterstem poetischem Gold: die Werbung des im Zeichen des Glücks gebornen, sieghaften Saton um Stules Tochter Margrete, die Begegnung Hakons mit seiner alten Mutter Inga (zu ber Ibsens Mutter Modell gesessen hat), der Tod des intriganten, impotenten Bischofs Nicolas, der Dialog zwischen Stule und dem Skalden Jatgejr, in dem uns Ibsen Tiefstes über sein eigenes Dichten und dessen Ferment, das Leid, anvertraut, und dann der Schluß: der Todesgang Stules, mit dem unvergleichlichen Nimbus, den die Liebe treuer Frauenseelen um ihn webt.

Den Inhalt des Dramas hier zu er= zählen, versage ich mir: die Reclam= Bibliothek ist jedem erreichbar; wer eine bessere Verdeutschung verlangt, wird freilich zur übertragung in der Gesamtaus= gabe Ibsens (bei Fischer in Berlin) greifen müssen. Auch die Schwächen — das über= wuchern des historischen Details, das im Grunde Ibsen gleichgültig ist, an einigen Stellen — bleiben hier im einzelnen uner= örtert. Das Ganze ist groß und mächtig. Das genügt. Und das Auditorium ließ sich von diesem Element der Größe mitnehmen. Das ist das trop allem höchst anerkennens= werte Berdienst dieser Aufführung der Kronprätendenten, der hoffentlich eine Wiederholung nicht versagt bleibt.

Vom Gastspiel der Else Lehmann, der großen Naturalistin, wird das nächste Mal die Rede sein müssen. H. T.

Berner Stadttheater. Schauspiel. Die letzte Woche brachte uns J. B. Wid = manns dreiaktiges Schauspiel "Jen= seits von Gut und Böse". Es ist ein sogenanntes Rahmenstück mit eingeschlossener Traumhandlung, analog Grillparzers "Traum ein Leben" und richtet sich gegen die Moralauffassung Friedrich Nietzsches. Als Tendenzstück kann es schon von vornherein keinen Anspruch darauf machen, ein Kunstwerk höherer Gattung zu sein. Nicht aus

innerem schöpferischem Drang ist es herausgewachsen, sondern aus bewußtem, verstandesmäßigem Wollen, aus der Absicht, gegen Nietsiche zu demonstrieren. Deshalb erscheint auch das Meiste daran konstruiert und gesucht, und wenn ihm auch eine gewisse Wirkung nicht abzusprechen ist, verdankt es diese doch fast ausschließlich rein äußerlichen Bühneneffekten.

Der leitende Grundgedanke ist kurz folgender: Der Kunstgelehrte Robert Pfeil lebt mit seiner jungen, schönen und klugen Gattin Johanna seit mehreren Jahren in glücklicher Che. Da drängt sich eine Dritte zwischen die beiden, die Baronin von Meerheim, eine junge Witme, die ihr Auge auf den Gelehrten geworfen hat und indem sie Interesse für seine Studien der Malatestafürsten, jener schran= kenlosen Lebensgenießer der italienischen Frührenaissance heuchelt, ihn ganz in ihre Nete zu ziehen sucht. Bereits ist es ihr benn auch gelungen. Pfeil fast völlig für sich einzunehmen. Die Konflitte, die nun notwendigerweise hieraus erwachsen müß= ten, löst Widmann durch einen Traum. Ein Sebbel oder ein Ibsen hätten das Sie hätten uns durch anders gemacht. die naturgemäße Entwicklung der Charaktere und Geschehnisse mit zwingender Notwendigkeit gezeigt, wie dieser Kunstgelehrte entweder kraft seines bessern Selbst diese Konflitte zu überwinden weiß, wie das Gute in ihm siegt, oder aber wie er in magloser Will= für die Schranken der ewigen Gesetze durchbricht, an der sittlichen Idee schuldig wird und an dieser Schuld zugrunde geht. Bei Widmann tut eine Schlafzigarette denselben Dienst. Das ist freilich viel leichter und bequemer und gibt ein an Bühneneffekten weit reicheres Stud; aber so löst man in unserer Zeit, für die ein Sebbel und ein Ibsen nicht umsonst ge= lebt haben, ethische Probleme, Konflitte mit den höchsten Gesetzen, auf denen unser ganges Dasein beruht, nicht. Beson= ders auch dann nicht, wenn der Seld ichon so nahe an der Schuld steht wie hier. Nun ist aber zufällig vor furzem ein

älterer Schwager des Helden, der Afrikareisende Dr. Lossen zurückgekehrt, der hat zufällig einmal von einem alten Herero= häuptling ein Schlafmittel erhalten, und wie der Professor bereits auf dem Weg zur Gunde ist und seine Gattin sich schon mit Selbstmordgedanken trägt, präsen= tiert er ihm mit lächelndem Gesicht dieses Schlafmittel in einer Zigarette; ber Mann schläft ein, träumt einen schreckhaften Traum, erwacht, eine schnelle Verföhnung findet statt, und alles ist wieder aut, um so mehr als sich die Baronin mittlerweise ebenfalls schnell verlobt hat und zwar mit einem Mann, von dem sie wenige Stunden vorher noch verachtungsvoll als von einem fleinen, unzuverlässigen Streber gesprochen hat. Ohne auf die Wider= sprüche, die hier schon in den Charafteren liegen, näher einzugehen, möchte ich mir doch eine Frage erlauben: Was nun, wenn der Professor Nichtraucher gewesen wäre und verächtlich die Zigarette beiseite geschoben hätte? Es ist nicht Spott. wenn ich so frage. Ich will nur zeigen auf wie schwachen Füßen dieses Stud in seinem Kern steht, wie wenig es ernst= haften Forderungen der dramatischen Runft zu genügen vermag.

Auch im einzelnen wäre vieles aus= zusetzen. Die Charaktere sind, wie oben schon angetönt wurde, hin und wieder sehr problematisch. Robert Pfeil erscheint einem im ersten Aft, namentlich im Ge= spräch mit der Baronin, weit mehr ein eleganter Salonlöwe zu sein, als ein ernsthafter Gelehrter. Erwin von Wilvert. der Bruder der Baronin, ist eine völlig konventionelle Schablonenfigur und auch Dr. Lossen hat in der Regel sehr wenig von einem Afrikareisenden an sich, gang abgesehen von verschiedenen Widersprüchen in den andern Charafteren. Die Sprache schwankt sehr oft zwischen hohler Rhetorik und schwülstigem Pathos hin und her und von einer Individualisierung durch das gesprochene Wort ist sehr wenig zu verspüren. Fast alle handelnden Sauptpersonen gefallen sich in der gleichen ele= ganten, wizigen, geschmüdten und philosophisch aufgeputzten Redeweise. Die tatas rische Stlavin Katai spricht in der eingeschobenen Handlung auf die Frage Bertinoros, ob ihre Herrin, die Fürstin, sie mit Launen quäle, folgende Verse:

"Ihr wift nicht, was Ihr tut, nennt Ihr sie launisch.

Bu dienen ihr, möcht ich ein Geist wohl sein,

Der über Meere fliegt, von Zauberinseln Ein Kleinod ihr, ein heilend Kraut zu holen.

Wo nicht sie selbst auf ausgespannten Fitt'chen

Zu tragen in ein Schloß der guten Genien!"

So drückt sich eine tatarische Sklavin aus!

Soviel über dieses Stud des Negativen, das gesagt sein mußte. Wäre ich einer, dem in der Runft Rudfichten, Pietät und wie die schönen Dinge alle heißen, mehr gelten als Wahrheit, so würde ich mich dem Namen und Ansehen I. V. Widmanns und wohl auch dem eigenen Vorteil zuliebe mit einigen glatten und nichtssagenden Phrasen um das alles herumgelogen haben, dann hätte ich, statt in erster Linie vom Kern dieses Studes zu reden, lobend von allerlei nebensäch= lichen Dingen gesprochen und dem Bublikum damit etwas Sand in die Augen gestreut. Aber Rücksicht und Pietät sind nur in meinem menschlichen Wörter= buch zu finden, hier an erster Stelle, in der Kunft aber will ich nichts davon wissen, weil ich weiß, daß sie die größten Feinde einer gesunden und wahren fünst= lerischen Entwicklung sind.

Nun zum Positiven dieses Schauspiels. Man muß Widmann zugestehen, daß er es, abgesehen von einzelnen Partien des dritten Aftes, wo Traum und Wirklichkeit nicht gerade gut ineinander verwoben sind, verstanden hat, das Stück geschickt und wirkungsvoll aufzubauen. Ferner hat es einzelne sehr schöne Stellen von hohem poetischen Gehalt und echt dramatischer Wirkung darin, namentlich in der eingeschlossen Handlung, die überhaupt weit besser ausgefallen ist, als die umschließende. Ich denke hier in erster Linie an die Becherszene im dritten Akt und den Abschied der Polissena von ihrem Gemahl, der eine starke Wirkung erzielte. Dann ist gerade die Gestalt der Polissena dem Dichter sehr gut geslungen, so daß daran kaum etwas auszussehen ist. Aber diese Einzelheiten vermögen doch nicht über die tiesern Mänsgel des Stückes hinwegzutäuschen.

Wir sagten im letzten Heft bei Anlaß der Besprechung von Karl Spittelers Werken, daß jeder bedeutendere Künstler Vorzügliches, Gutes, und weniger Gutes hervorgebracht habe und daß es Pflicht des ehrlichen Kritifers sei, hier eine reinzliche Scheidung vorzunehmen. Das vorzliegende Stück gehört zum weniger Guten, was I. V. Widmann geschaffen. Vom Guten und Vorzüglichen wird ein andersmal zu reden sein.

Die Aufführung selbst kann, abgesehen von einigen Regiefehlern und einem gewissen überstürzen des dritten Aktes, gut genannt werden. Der Beifall war sehr herzlich und der anwesende Dichter konnte zweimal auf der Bühne erscheinen.

F. O. Sch.

Basler Musitleben. Das dritte Abonnementskonzert brachte an Orchesterwerken Wagners hier oft gehörte "Faust= ouvertüre" und die F-dur Symphonie beide in glänzender von Brahms, Wiedergabe. Leider stand das lettere Werk erst am Schluß des Programmes und fand infolgedessen nicht die Aufnahme. die sonst allen Werken des großen Nach= folgers von Beethoven hier zuteil wird. Für das große Publikum war das Auftreten des Geigers Bronislam Suber= mann das Wichtigste an diesem Abend. Dem Schreiber dieser Zeilen allerdings nicht; denn uns personlich stehen die Borträge unseres Orchesters in weitaus den meisten Fällen an Interesse über den Leistungen der Solisten; nicht aus person= lichen, sondern aus rein fünstlerischen Gründen. Subermann, um auf diesen zu kommen, ist ein Spieler, der auf das

erste Anhören etwas ungemein Bestechen= Aber das hält nicht lange vor. des hat. Wohl ist seine Technik der linken Sand eine ganz außergewöhnlich entwickelte, und sein Spiel in den hohen Lagen von einer tadellosen Reinheit, so daß er da= durch eigentlich verblüfft. Aber seine Bogenführung ist, sobald er in den Mittel= lagen in schnellen Fortepassagen sich er= geht, so unordentlich wie nur möglich. Es klingt dann oft alles so, als ob der Bogen die Saiten nicht faßte, mit einem Wort schmieria. Aber Subermann kennt sein Publikum und serviert ihm Sachen, die ein rechter Musiker sonst nicht anrührt, wenn er nicht bei seinen Kollegen in den Ruf kommen will, als sei er bloß ein Virtuose.

Eine total andere Physiognomie wies das vierte Abonnementskonzert. Abend stand völlig im Zeichen neudeutscher und jungradikaler Kunst, und neben Liszt tamen zwei lebende Rünftler, Sans Pfiner und Siggmund von Saus= egger jum Wort. über des Erstgenann= ten "Faustsymphonie" ist nicht viel au sagen; höchstens daß sie im Berhält= nis zu ihrem Inhalt an musikalischen Ge= danken von einer geradezu unaushalt= baren quälenden Länge ift, und daß fie neben einzelnen interessanten und schönen Stellen auch manche andere von erschrecken= der Trivialität enthält. Der beste Sak scheint uns der erste zu sein; aber man fommt hier aus dem gesuchten, entsetlich geistreichen und tieffinnigen Wesen und den langweiligen — wahrscheinlich Fausts Grübeleien darstellenden — Fagottsoli gar nicht heraus. — Sans Pfigners Duverture jum "Räthchen von Seil= bronn" ist reine Programm-Musik, in der wir den innern musikalisch = logischen Zusammenhang vermissen. So wird es auch stets bleiben, wenn die Entwicklung eines Stückes nach poetischen statt nach musikalischen Gesichtspunkten erfolgt. Unter einem Saufen mehr oder minder ausge= sponnener, unter sich in keinem musika= lischen Zusammenhang stehenden freien Episoden verstehen wir eben noch feine Romposition; und die ganze raffinierte Instrumentierungskunst unserer heutigen Romponisten ist nicht imstande, uns über die Armut an musikalischer Erfindung hinwegzutäuschen. Eine blühende schöne Gestalt im einfachen Gewande ist uns doch immer lieber als eine unansehnliche in Purpur.

Das Publitum befundete wenig Gegen= liebe für diese Musik. Und doch war sie ganz gewiß nicht geringer an Qualität als die darauffolgende des Herrn von Sausegger, der fechs "Lieder" für Tenor mit Orchester zum Programm beisteuerte und selbst dirigierte. Berr Qud= wig hef aus Berlin hatte die Sisnphos= arbeit übernommen, diese "Gefänge" dem Publikum vorzuführen. Diese Romposi= tionen sind für großes Orchester instrumentiert, und zwar, an und für sich ge= nommen, sehr gewandt, mit großer Kennt= nis der Effette und mit feinem Rlang= finn. Aber Begleitungen für Gesang sind sie nimmermehr. Sie zwingen einen Sänger einfach zu angestrengtem Schreien, so daß von Schönheit der Tonbildung auch nicht die Rede sein fann.

Von Solistenkonzerten erwähnen wir das der Geschwister Anna und Marie Segner; wir hörten in demselben eine ganze Anzahl nur erstklassiger Leistungen. Anna Segner ist schon durch ihr vorzügliches Spiel in der Schweiz genügend bekannt. Ihre jüngere Schwester führte sich als technisch und musikalisch gleich aus= gereifte Künstlerin ein, die vor allem trefflich Maß zu halten versteht und uns gerade in dieser Beziehung weit mehr Freude bereitet hat, als die meisten ihrer icon berühmten Kolleginnen. Der Er= E, Th. M. folg war glänzend.

Jürcher Musikleben. "Wer zählt die Bölker, nennt die Namen", die im Laufe der letzten zwei Wochen, teils auf instrumentalem Wege, teils — um mit Mosztowskys unsterblichem Anton Notensquetscher zu reden — uns "durch ihrer Stimmenriten Vibrierung ernstlich in Rührung" zu bringen bestrebt waren? Sonntag, der 25. November war der

denkwürdige Tag, den Optimisten für den Anbruch des goldenen Zeitalters ber Musik hätten halten können, denn außer der Menge kleiner und kleinster Beranstaltungen gab es drei Kirchen= fonzerte (im Grogmunfter, Neumunfter und St. Jakob), ein populäres Konzert in der Tonhalle und, um jedem Bedürf= nis abzuhelfen, im Stadttheater Triftan und Jolde zu hören. Da wir leider in der Gottähnlichkeit noch nicht bis zu der Gabe der Allgegenwart vorgeschritten sind. konnten wir leider nicht aller dieser Ge= nuffe teilhaftig werden, erwähnt sei nur die Aufführung zweier reizender Kompo= sitionen von Sans Suber "Im Abend= rot" und "Gesang der Nymphen", sowie eines neuen, sehr ansprechenden Werkes von G. Haug "Der Traum= see" durch den vortrefflichen "Töchter= dor Außersihl=Bürich" unter Al= bert Wydlers Direktion in der St. Jakobs-Rirche, sowie das "Populäre Kirchenkonzert" des von Paul Sinder= mann trefflich geleiteten "Bereins für flassischen Rirchenmusit" im Groß= münster, in dem man außer der Motette "Romm Jesu" und der Kantate "Lobet Gott in seinen Reichen" von Joh. Seb. Bach, Max Regers Kantate "O haupt voll Blut und Wunden" zu hören bekam, die trot der Anfechtbar= feit der Tendenz, altehrwürdige, ver= traute Weisen mit der pikanten Sauce supermodernen Empfindens Scheinempfindens - ju übergießen, uns doch wieder eine Verbeugung vor dem großen Können des Komponisten abnötigt. — Der 26. November brachte ein nochmaliges Konzert von Bronislaw Subermann unter Mitwirkung von Richard Singer. Das "Ereignis" des Abends war der wunderbar vollendete Vortrag von Beethovens "Areuger= sonate" (op. 47). Das höchste Lob, das man einem Geiger von der technischen Vollendung Subermanns zollen fann, ist wohl die Anerkennung, dat er dort am tiefsten wirkt, wo er mit hintansekung aller virtuosenhaften Außerlichkeit nur

durch den seelenvollen Vortrag zu unserem Herzen spricht: im Adagio. Tat erbrachte Subermann durch seinen wundervollen Vortrag der Variationen aufs neue den Beweis, daß der Künstler in ihm zum mindesten ebensogroß ist, wie der Virtuose. Unübertrefflich war auch die Wiedergabe des Schubertichen "Ave Maria", mehr der Entfaltung äußerer Technik dienten das Konzert Nr. II op. 60 von Chr. Sinding und Konts= fis Mazurka op. 4. herr Singer, der sich durchweg als würdiger Partner zeigte. tat fich mit Chopins Andante Spinato und Polonaise op. 22 sowie Chanson bohème aus Carmen von Bizet= Moszkowski als virtuoser Pianist her= vor. - Mit der zweiten Kammermusit= aufführung vom 27. November lenkten wir wieder in das gewohnte Fahrwasser der regelmäßigen Tonhallekonzerte ein. Nach der Eröffnung des Abends mit Joseph Sandns reizendem Streich= quartett in F-dur op. 77 (gespielt durch die Herren Afrond, Esset, Ebner, Mahr) trug Robert Freund mit gewohnter Meisterschaft Schuberts "Wandererphantafie" op. 15 vor. Freund gehört nicht zu den "glänzenden" Klavierspielern, das Streben, seine Person gang hinter das Kunstwerk zurücktreten zu lassen, bewahrt ihn stets vor dem Haschen nach äußeren Effekten. Daß es ihm zugleich hie und da den Stempel einer gewissen Gleichgültigkeit aufdrückt, vermag doch nicht den Eindruck der fein durchdachten, echt musikalischen Leistung zu trüben. Namentlich das Adagio mit der Verarbeitung des bekannten Liedes erfuhr eine wundervolle Wiedergabe. Den Schluß des Konzertes machte das Klavierquartett in A-dur, op. 26 von Brahms. Von den vier Sägen, die alle reich sind an hervorragen= der, wahrhaft abgeklärter Schönheit, er= zielte das Adagio dank der herrlichen Ausführung, den nachhaltigsten Erfolg. — Die bedeutendste musikalische Veranstaltung der letten zwei Wochen aber mar das V. Abonnementskonzert vom 4. Dez. Für unser "eminent funstsinniges" Publi-

tum war der Abend eigentlich etwas beschämend: denn erstens wurde ihm als verdiente Strafe für einen kleinen Skandal beim letten Abonnementskonzert (der aller= dings auf die Rechnung einiger in ihren Gefühlen ergriffenen heiligsten Polenjünglinge, die vom Landsmann Hubermann absolut eine Zugabe erklatschen wollten, zu seten ift) auf dem Programm schwarz auf weiß von dem ob solcher Schändung des Kunsttempels ergrimmten Volkmar Andreae mitgeteilt, daß in Zu= funft keine Zugaben mehr zum besten gegeben werden würden, und zweitens stellte es sich selbst mit seiner äußerst fühlen Aufnahme der neuen Symphonie in E-moll von Emanuel Moor kein eben glänzendes Zeugnis aus. Es war fast schmerzlich, es zu erleben, wie das= selbe Publikum, das nach dem Verklingen des hochbedeutenden, speziell im Adagio an fast monumentalen Schönheiten reichen Werkes - daß es auch seine Mängel, besonders in dem zu langen und verflachenden Schlußsatze hat, soll nicht ge= leugnet werden - selbst nach dem Er= scheinen des Komponisten kaum eine Sand rührte, schon beim Auftreten des Tenoristen Qudwig Seg, noch bevor er den Mund geöffnet hatte, vor Entzücken in die Hände patschte. Unwillfürlich mußte ich an die von Wagner so köstlich geschilderte Pariser Freischütz-Aufführung mit dem berühmten hohen C denken. Über die Kompositionen von Siggmund von hausegger ("Schwüle", "D wär es doch!" "Frühlings= blid", "Stumme Liebe", "Das Mondlicht"), die von Ludwig Heßmit seiner wunder= vollen Stimme prächtig gesungen murben, wollen wir uns turz fassen: B. Andreae nennt sie in seiner Vorbesprechung "famos!" gut. Lassen wir sie "famos" sein und bleiben. Das höchste Interesse beanspruchte natürlich "Salomes Tanz" aus Rich. Strauß' "Salome". Die Charakteristik der Komposition ist staunenswert: man sieht fast den Tang vor sich, straffste Rhythmit, unerhörteste Instrumentations= funst - endlich ist auch das teure Xylophon wieder einmal zu Ehren gebracht (vielleicht

findet sich nächstens auch einmal Gelegensheit zur Verwendung kleinerer Handsbomben?) — aber Musik? Nun, als Kuriosität kann man es sich gefallen lassen, aber ums himmelswillen nicht als Wegsweiser einer weiteren Entwicklung. Recht wohl wurde einem erst wieder, als zum Schluß Webers OberonsOuvertüre erstönte.

Schließlich müssen wir noch drei kleinere Konzerte kurz erwähnen. Am 2. Dezember führte der rühmlichst bekannte Säuser= mannsche=Privatchor in der Augustinerkirche die beiden Bachichen Kantaten "Herr, gehe nicht ins Gericht" und "Wachet, betet, feib bereit", sowie die "Fest= und Ge= dentsprüche" von Brahms für acht= stimmigen Chor auf. Bei ben - wenig= stens in der Schweiz - fast einzig da= stehenden Qualitäten des Chores versteht es sich von selbst, daß die Aufführung mustergültig aussiel. Nur Rühmliches ist auch über den Brahms = Lieder - Abend unserer geschätten Frau Mina Neu= mann=Weidele, sowie über den Schu= mann=Abend der herren Rudolf Jung (Bariton) aus Basel und Fried= rich Niggli (Klavier) aus Zürich zu fagen. In herrn Jung lernten wir einen sehr stimmbegabten Gänger mit gutem musikalischen Berftandnis tennen, der sich allerdings noch etwas von äußer= lichem Posieren zu emanzipieren haben wird. herr Friedrich Niggli trug mit brillanter Technik und tiefem Gin= dringen in den Geist des Werkes Schu= manns C-dur Phantasie op. 17 vor und zeigte sich aufs neue als trefflicher und — hie und da etwas zu — temperament= voller Begleiter. W. H.

Mag Salbe in Bern. In Zürich ist Mag Salbes Anwesenheit durch eine Aufführung seiner "Jugend" gefeiert worden. In Bern scheint man den Ton bei solchen Dichtersempfängen nicht so hoch zu stimmen. Es war denn auch nicht gerade eine freudige Ersfahrungsbereicherung, die dem dramatischen Berein zuteil wurde, unter dessen ügide der Bortrag stattsand: der Großratssaal warbei

weitem nicht bis auf den letten Plat besett, wie man eigentlich es hätte ver= muten können. Die Wahl, die der Dichter treffen wurde, blieb unbekannt bis gum letten Augenblick, und als er, herzlich begrüßt, das Podium betrat und freund= lich lächelnd sprach: "Frau Mesed. Eine Novelle", ging doch eine Bewegung leisen Schreckens durch den Saal. Es war in der Tat ein Wagnis, in anderthalbstündi= gem Vortrag mit einer einzigen Erzählung diese buntgemischte Sorerschar zu treten, und eine gewisse Ermüdung machte sich auch denen schließlich fühlbar, die sich willig dem Zauberbann der Dichtung er= gaben. Das Inrische Gedicht und das Drama, beibe für die lebendige Wiedergabe ge= boren, in Buchform erst dem Erwachen entgegenschlummernd, scheinen mir einzig zum Vortrag berufen; neben ihnen viel= leicht die Stizze noch, beren gedrängte Form der gewöhnlichen, alltäglich geübten Art des Erzählens am nächsten kommt. Roman und Novelle hingegen sollten schon wegen ihrer schildernden Breite dem Bor= lesertisch ferne bleiben, wie benn auch die naive Hörlust der Rhapsodenzeit nicht mehr wiederkehren und das Epos an Gutenbergs Runst gefesselt bleiben wird.

Der Grundzug der Halbeschen Novelle ist ahasverische Todessehnsucht. Eine fast Sundertjährige ift an einen Mann gekettet, der mehr denn ein Menschenalter junger ist als sie. Längst sind die Wünsche ihres Leibes entschlafen und erst der junge Gatte, dann der alternde gilt ihr mehr als Sohn, den ihr der himmel sandte, weil er ihr Leibeserben versagte. Um diesen Besit kämpft sie mit wilder Kraft, und als sie frank daniederliegt, fast schon dem Tob verfallen, und er im Garten unten halb= tierisch und roh die Magd an sich reißen will, da steht sie plöglich hinter den beiden. Ihr erster Mann, ein schwindsüchtiger Lehrer, ist nach fünfzigjähriger Che zur Ruhe eingegangen; der zweite, dessen Schicksal an der starren Lebenskraft der Greisin in Scherben bricht, erhängt sich in der Wirtshausscheune in dem Augenblick. da der Priester das Wort der Weihe zur silbernen Hochzeit sprechen sollte. — Diese bäuerlichen Gestalten, ihr Verwachsensein mit den Schollen der Muttererde, ihre halbempfundene Dumpsheit, das weiß Halbe zu zeichnen mit urbildhafter Kunst. Und Stimmungsreize gibt er, die wie mattfarbene zarte Schleier wehen und alles dustig in sanst verschwimmende Formen hillen. Tieftraurige Klage geht durch das ganze Werk, am Ende wie in einem Schrei verklingend: ahasverische Todessehnsucht.

So ist dieses Werk. Es vorzulesen bedeutet einen Versuch, ein Wagnis, das nur zum Teil gelingen kann. So galt der reiche Beifall, womit die Hörer ihren Dank kund gaben, wohl mehr dem Dichter und seiner Schöpfung, als dem augens blicklichen Erfolg.

Berner Kunftmufeum. Ausstellung von Werken bernischer Rünftler. Die Eindrücke, die man von der dies= jährigen Weihnachtsausstellung bekommt, find so verschieden wie die Ansichten und Meinungen, die über die einzel= nen Werke und Künstler laut werden. Um schärfften plagen wohl die Geister bei der Beurteilung von Runo Amiets Bildern aufeinander, der auch im Katalog an erster Stelle steht. An diesen Bilbern läßt sich wohl am Inpischsten nachweisen, wie zerfahren vielfach unsere fünstlerischen Zustände noch sind. Was anderwärts bereits abgewirtschaftet hat, was, wie alles. das fast nur auf Außerlichem, auf virtuoser handhabung von technischen Fertigkeiten beruht, icon wieder im Absterben ift. das bringt man uns nun als neues Evangelium, von dem will man den Leuten einreden, dies sei nun die echte. die große und wahre Kunst und alle jene Unsterblichen von den Anfängen der Malerei bis auf Boeklin, Thoma usw. seien dagegen nichts als Stümper ge= wesen. Wer sich aber in diesen Dingen sein gesundes Urteil bewahrt, wer mit einem Ewigkeitslächeln auf den Lippen an den Werken dieser Pinselvirtuosen vorbei auf das zurüchlickt, was jene Großen wirklich geschaffen, von dem be=

haupten diese Leute, er verstünde nichts von der Sache. Freilich, wenn die Runft und das Kunfturteil sich "machen" ließen, wie so vielfach behauptet wird, wenn nicht alle Mache so jämmerlich furze Beine hätte, so mußten fie recht behalten. Aber glücklicherweise wird das Gesunde im Menschen doch immer die Oberhand behal= ten, wird man trok aller Reklame und allem Tamtam nicht an jenen Gesetzen rütteln fönnen, die schon vor mehr als zweitausend Jahren bei den alten Griechen und Römern für die Beurteilung von Kunstwerken als grundlegend erkannt wurden, und die bis dahin für alles wirklich Bedeutende immer wieder den Magstab abgaben, wird man eben von der Runft stets verlangen, daß sie nicht nur ein Auge, sondern auch eine Seele befriedige, daß sie nicht nur dazu da sei, um lediglich auf der Nethaut einen flüchtigen Reiz hervorzurufen, nicht um in eine nervöse Spielerei mit allerlei Farben und Lichteffekten auszuarten, sondern um im Innern des Menschen einen klaren, bestimmten und harmonischen Eindrud auszulösen, daß sie mit einem Wort Seelenkunst und nicht Augen=. nicht Oberflächenkunst sei.

Amiet hat sechs Bilder ausgestellt, da= runter ein wirklich ganz vorzügliches Kinderbildnis, das sein bedeutendes Kön= nen wiederum zur Evidenz beweist. Was er aber daneben hängen hat, das ist keine Runft mehr in dem Sinne, wie wir Kunft verstanden haben wollen und wie sie an all den oben erwähnten Großen immer und immer wieder nachzuweisen ift, son= dern das ist einfach fünstlerischer Seiltang, ist Farbenakrobatik und Spielerei mit Lichteffekten; von einem wirklich harmoni= schen Eindruck ist hier keine Rede. Ich erkenne wohl, daß diese Farbenflede mit virtuoser Technik hingemalt sind, aber Technik ist etwas Außerliches, ist nur das Sandwerkliche in der Kunft und fann nie den Gehalt ersetzen, ist nur das Mittel zum Zweck, ist nur da, um das Tiefere, das Seelische zum Ausdruck zu bringen. Auf sich selbst gestellt ist sie ein Nichts und wird immer ein Nichts bleiben.

"Such' nur die Menschen zu verwirren, fie zu befriedigen ist schwer", heißt es im "Faust" und fast möchte man diese Worte auch über diese Bilder setzen. Wenn ich von einem Künstler wie Amiet, der ja schon anderwärts bewiesen hat, daß er weit Besseres zu schaffen vermag, so etwas sehe, beschleicht mich immer das traurige Gefühl, diese Leute versuchten dadurch, daß sie sich möglichst ins Unklare und Absonderliche verlieren, nach Sensationen zu haschen, als wollten sie dabei sehen, wie weit man das Publikum an der Nase herumführen kann. So etwas aber hat mit ernsthafter Kunst nichts mehr zu tun! Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß es bei Amiet so ist, aber Bilder wie die, die er da ausgestellt hat, mussen wir, abgesehen von dem Kinderbildnis, aufs bestimmteste ablehnen.

Sehr gut gefallen haben uns dagegen die Landschaften Plinio Colombis "Im Mai", "Birken" und namentlich "Morgen im Belpmoos" mit seinem pracht= vollen Durchblick auf die blauen Berge im Hintergrund. Es liegt etwas Frisches, Farbensattes, etwas ungemein Warmes und Sonniges in diesen Bildern.

Auch Adolf Tièche ist sehr gut verstreten. Während uns der "Herbsttag in Lutry" weniger bedeutend erscheint, haben uns dasür "Abend bei St. Saphorin" und "Le Léman bei Clarens" ganz vorzüglich gefallen. Die ineinander verschwimmenden Tinten des Wassers und des duftumsäumten Horizonts, die zarte, weiche Stimmung, die über diesen beiden Bildern liegt, vermögen einen tiesen Eindruck auszulösen. Man fühlt, daß Adolf Tièche sich völlig in den Borwurf versenkte und ihn innerlich versarbeitete, bevor er ihm fünstlerische Form verlieh.

Von Ernst Lind ist das Bild des kraftvoll ausschreitenden "Bernischen Venners" wohl das Beste, was er ausgestellt hat. In seiner markanten Liniensührung und der ausdrucksvollen plastischen Charakterisierung lockt diese Kriegergestalt geradezu zu Vergleichen mit Hodlerschen Fresken heraus. Auch das "Wehntalermädchen"

hat uns sehr angesprochen, während das "Porträt von Frl. R." und "Nach dem Regen" in den Farben etwas unausgesglichen sind.

"Die Gastlosen im Frühlicht" von Emil Cardinaux zählen mit zum Besten der ganzen Ausstellung. Die Gruppierung der dunkeln Bäume im Vordergrund im Kontrast mit dem die Felsen beleuchtenden ersten Licht des Morgens, ergibt einen Eindruck, den man nicht so bald wieder vergist. Auch die "Winterlandschaft" und "Die Wirtschaft zum Lärchli" sind anerstennenswerte Leistungen, während uns die "Bergmatte" weniger zu begeistern versmochte.

Von dem, als vortrefflichen Aquarellisten bekannten Christian Baumgartner sind auch diesmal wieder sehr schöne Sachen ausgestellt, darunter besonders "Herbstabend" und "Nordwind".

Rudolf Münger hat neben einem seelisch tief erfaßten und ausdrucksvoll wiedergegebenen "Kinderporträt" ein Aquarell "Interieur und Kostümstudie" beigesteuert, das uns sehr gelungen erscheint. Nur hat das sitzende Mädchen in Bernertracht in der Haltung etwas Steifes, Konventionelles an sich.

Traugott Genn zeigt nicht nur in "Wintermorgen", sondern auch in "An der Simme" bemerkenswerte fünstlerische Fähigkeiten, ebenso Mag Brad, in "Winterlandschaft" und Eduard Bok in seinem ebenfalls "Winterlandschaft" benannten Bilde. Auch Max Buri ist mit "Bergführer G. Sasler" und "Der Handorgeler" gut vertreten, während man aus "Am Giegbach" nicht recht klug wird. Von Emil Prochasta stechen nament= lich "Der Lohner" und "Winterlandschaft" hervor. Biftor Gurbet, ber auch bas nicht gerade sehr gelungene Plakat ber Ausstellung gezeichnet hat, zeigt sich ziem= lich stark als ein Epigone Hodlers, hat aber immerhin in seinem "Morgen" ein gutes Bild ausgestellt. Leistungen, die Beachtung verdienen, sind im ferneren Gustav Vollenweiders "Motiv aus Erlach" und "Einsames Saus", Sans Widmers "Bildnis", Emil Lauter = burgs "St. Morih", Gust. v. Steigers großes Ölgemälde "Teppichstlickerinnen", Werner Engels Radierungen, Rob. Kieners "Brenelis Hei" und "Frühslingsstudie", Karl Gehris "Zur Mahlseit", Paul Theophil Roberts "Die großen Bäume" und Bruno Padels Aquarell "November", das einen merkswürdig intimen und feinen Reiz der Stimmung ausweist.

Von den an der Ausstellung zahlreich vertretenen Malerinnen muffen wir vor allem die junge Berner Rünftlerin Sannah Egger nennen, die eben erft in München ihre Studien vollendete und durch das. was sie hier zeigt, ein ganz bedeutendes Talent offenbart. Nicht nur in der "Sigenden Frau", sondern namentlich auch in den "Lastträgerinnen", "Mann mit Hutte", "Die Nachbarinnen" ist neben einer fast monumentalen Auffassung und Herausarbeitung des Charafteristischen, bereits eine Kraft und eine Sicherheit in der Sandhabung der zeichnerischen Ausdrucksmittel zu erkennen, die Achtung erfordern. Wer aber diese ins Gebiet der Karikatur hinüberspielenden Zeichnungen nicht nach ihrem fünstlerischen Wert zu genießen vermag, der sehe sich einmal die in Öl gemalte vorzügliche Porträtstudie eines Kinderköpfchens an, und er wird davon überzeugt sein, daß die junge Künstlerin nicht nur vieles verspricht, sondern auch schon vieles hält.

Der "Winter" von Hanny Bäy, die ebenfalls über ein bedeutendes Talent verfügt, scheint uns etwas gesucht, während die klare, natürliche Wiedergabe der "Kinder" und namentlich der reizende "Studienkopf" sehr für sie einnehmen.

Daneben bieten noch Jeanette Gauchat mit "Aus Grandvillard" und Anny Lierow mit "Wasserspiegelung" anerkennenswerte Leistungen.

Auf dem Gebiet der Plastik ist vor allem Rodo von Niederhäusern mit einem sehr bedeutenden Basrelief "Adam und Eva", der Bronzebüste eines Herrn und verschiedenen kleinen Bronzen zu nennen, sowie Karl Hänny mit einem gut charafterisierten Männerkopf und einem originellen Kinderköpfchen.

Die Ausstellung zeigt neben einzelnem im Dilettantismus stecken Gebliebenen viel ehrliches Streben und Wollen und viel bedeutendes Können, so daß sie der Unterstützung durch Kunstfreunde und Publikum warm empfohlen werden kann. F.O. Sch.

Schaffhausen. I. Literarischer Abend. Otto von Grenerz war am Montag den 12. November bei uns und entzückte die Zuhörer durch drei kleinere Gelegensheitsdichtungen und durch einen feinen, zum Herzen gehenden Humor, durch den er seinen Vortrag zu einer künstlerischen Tat gestaltete.

Als Erstes las der Dichter eine Szene aus dem Leben seines Landsmannes, des Malers und Fastnachtsspieldichters Nistolaus Manuel (1484—1530). Hier zeigte er als Dichter einen gesunden Instinkt für den Aufbau einer Szene und deren Steigerung und als Rezitator eine höchst schäenswerte Modulationsfähigsteit seines Organs und ein Charaksterisierungsvermögen, das alle Bühnensfiguren stark hervortreten ließ.

Eine föstliche Szene am Glasbrunnen zu Bern zwischen der Jugend und einem zopfigen Lehrer (die übrigens ausgezeichnet geschrieben ist) geißelt die methodische Schulmeisterei und deren gesährliche Auswüchse. Daß diese satirische Szene eine Empörung unter einem Teil der Berner Schulmeister hervorgerusen, wie uns der Vortragende mit einem leisen Lächeln versicherte, ist bezeichnend und ein deprimierender Beweis dasür, daß der bourgeoise Geist so vieler Banausen die Wahrheit (auch in der seinsten Form) nicht zu goutieren vermag.

Mit einer reizenden Milieu=Studie aus einer Berner=Familie "De schön Herr Nägeli" schloß Otto von Grenerz den anregenden Abend und auch hier verschaffte uns das liebenswürdige Talent des Dichters eine föstliche Stunde. Die Wahl und die Behandlung des Stoffes, der humorvolle Vortrag, verseinert durch vollendete Diktion, verbanden sich aufs glücklichste zu vollem Gelingen. Es ist selten, sehr selten, daß Dichter ihre eigenen Werke gut vortragen, stellt sich dann aber einmal einer ein, der seiner Dichtung durch die Kunst des Bortrags entsprechenden Ausbruck zu verleihen imstande ist, so bebeutet das für die Zuhörer einen doppelten Genuß. Otto von Grenerz besitzt diese Kunst in vollem Maße, er ist ein Bortragsmeister von starkem Talent und zwingens der Gestaltungskraft. Wir hoffen den liebenswürdigen Causeur diesen Winter noch einmal bei uns zu sehen.

II. Literarischer Abend. Robert Kämpfer aus Zürich stand als "Bortrags= meister" auf dem Programm. Er las Dich= tungen von Gottfried Keller, C. F. Mener, Heinrich Leuthold, J. B. Widmann, Mein= rad Lienert, Karl Spitteler u. a., d. h. er las sie nicht, sondern deklamierte sie in komö= diantenhafter Weise mit hohlem Pathos wie ein Cymnasiast, der zur Bühne will.

Die herrlichsten Blüten nnserer Schweizers
dichtung zerriß er ruchlos und verdarb
sich jede Wirfung durch übertreibungen
aller Art, insbesondere durch zu starkes
Hervorkehren des Sentimentalen. Für
gewisse Gedichte scheint er überhaupt nicht
genügendes Verständnis zu besitzen; was
ist nicht aus G. Kellers "Has von übers
lingen" für eine Farce, was aus Spittelers
"Nur ein König" geworden! Von der
Verballhornisserung des herrlichen, wie
Musik klingenden Versmaßes in Wids
manns "An den Menschen ein Wohlges
fallen" gar nicht zu reden.

Nein, diesmal ist die gute Intention der Beranstalter der literarischen Abende kläglich gescheitert an der Unzulänglichkeit des "Bortragsmeisters" Rob. Kämpfer.

K. H. Mr.

Literatur und Kunst des Huslandes

Detlev v. Liliencron. Don der literarischen Gesellschaft Hamburg wurde am dortigen Stadttheater das Drama Liliencrons "Knut der Herr" zur Erstaufführung gebracht. Das Stück sand freundliche Aufnahme, die dramatische Wirkung aber war schwach. Liliencron hat eine ganze Anzahl von Dramen geschrieben, von denen aber die wenigsten aufgeführt sind, da ihnen fast jede Bühnenwirkung abgeht.

Hans Pfitzner. Im Münchner Hofund Nationaltheater erlebte am II. Dezember das von Pfitzner in Musik gesetzte Weihnachtsmärchen "Christ-Elfelein" seine Erstaufführung. Es ist ein Märchen, das speziell für "moderne" Kinder berechnet ist und auch mit den Augen der Kinder gesehen sein will. Daß ein Komponist wie Pfitzner, der unter den lebenden Tondichtern in erster Reihe steht, sich an diese Ausgabe gemacht hat, ist bezeichnend genug für die Wichtigkeit, die man in künstlerischen Kreisen der Kunst im Ceben des Kindes beimist. Das Stück fand eine sehr freundliche Aufsnahme.

frit v. Uhde. Die Münchner Sezeffion, beabsichtigt, nächstes Jahr eine große Ausftellung von Werken dieses Malers gu ver= anstalten und ersucht alle Besitzer von Uhdeschen Bildern, ihr diese zu dem erwähnten Zweck leihweise zu überlaffen. fritz von Uhde, einer der größten unter den gegenwärtig lebenden Malern, war zuerst deutscher Ka= vallerieoffizier und machte als folder den Krieg von 1870/71 mit, nahm 1877 als Ritt= meifter seinen Abschied und widmete fich von da an völlig der Malerei. Seine Bilder, die fast alle religiose Sujets zum Begenstand ihrer Darftellung haben, zeichnen fich durch tiefen feelischen Behalt, ftarte Empfindung